

(Nachdruck verboten.)

## 6] Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

„Das wird der Mörser gewesen sein.“  
„Nein, es war ein Mann, der vorüberging und sang. Was tut der Junge? Er nimmt eine Stange und stellt sich hinter einen Baum.“

Sier machte Pascha eine Pause, wie um die ängstliche Erwartung des Knaben anzudeuten. Ringsumher vernahm man nur die unermüdete Flöte, weshalb die näselnde Stimme spöttisch frug: „Aber sage einmal, Pascha, sang der Unglückliche, der vorüberging, oder spielte er?“

„Er spielte, er spielte die Flöte,“ sagte die Stimme vom Boden her; und lachend rief er: „Gib wohl acht hinter dem Baum, Melchior!“

Melchior zog sich unwillkürlich zurück; seine Nerven zuckten.

Mit grausamer Gleichgültigkeit spielte der Flötenbläser weiter.

„Also, als der Mann nun an dem Baume vorüberkam, sprang der Junge hervor und zerschlug ihm die Stange auf dem Kopfe, daß er tot hinfiel.“

„Gut getroffen!“  
„Nicht schlecht für einen Jungen in dem Alter! Freilich, da er im Hause der Orca lebte!“

„Der andere hörte auf zu singen.“

„Das glaube ich auch! Sogar ein Flötist hätte da aufgehört!“

„... Hörte auf zu singen. Da war der Knabe ganz vergnügt.“

„Schönes Vergnügen! Man sieht, daß Tante Orca ihm eine gute Erziehung gab!“

„Ganz vergnügt zog und zog er,“ sagte Pascha, bis die Zähne zusammen und tat, als ob sie eine schwere Last fort-schleppe.

Bläß vor Schrecken folgte Effisio mit weitgeöffneten Augen den Bewegungen von Paschas Mund und Händen und klammerte sich fester an sie.

„... Also, der Junge zog, was er konnte und schleppte den Mann, der sang.“

„Das heißt, der nicht mehr sang.“

„Ins Haus, zündete das Feuer an, setzte einen großen Kessel Wasser auf und warf den toten Mann hinein.“

„Mit den Kleidern und allem, ja?“

„Auch mit den Schuhen?“

„Das mußte eine schöne Brühe werden.“

„Die brauchte kein anderes Gewürz!“

„Als die Orca nach Hause kam, fand sie ihr Abendessen fertig. Ganz zufrieden speiste sie und dann gingen sie zu Bett. Aber mitten im schönsten Schlaf klopfte es an die Tür.“

„Wer ist da?“

„Der König.“

„Es war die Gerichtsbarkeit, die mit der Frau des Erschlagenen kam, um nachzusehen, ob die Orca ihn getötet hätte. Die Orca nahm die Reste ihres Mahles.“

„Vielleicht die gekochten Stiefel, die sie nicht beißen konnte, ja?“

„... Die Reste des Mahles und warf sie in einen tiefen schwarzen Brunnen; dann warf sie einen Ziegenbock hinein und dann öffnete sie die Tür. Die ganze Gerichtsbarkeit kam herein, und die Frau weinte und raufte sich die Haare. Sie sahen alles nach und da sie nichts fanden.“

„Und die Hundertundeim Zimmer? Warum nahmen sie keine regelrechte Hausjudung vor?“

„Vielleicht hatte die Orca Beschützer unter den Richtern, oder auch da schon war es mit der Gerechtigkeit nicht zum besten bestellt.“

„Für die Gauner!“ sagte die näselnde Stimme mit schlecht verhehltem Kerkler.

„Ach ja, Sie sind hier! Entschuldigen Sie, Herr Richter!“

„Bitte!“ erwiderte jener spöttisch.

„... Genug, da sie nichts fanden, wollten sie gerade wieder fortgehen, als die Frau, die in den Hof getreten war, rief: Und dieser Brunnen? Schaut doch in den Brunnen!“

„Das ist wahr,“ sagte der Richter und befahl den Leuten, in den Brunnen zu steigen; doch keiner gehorchte.

„Nun, ich sagte doch, daß es damit nicht zum Besten ging.“

Da packten sie den Jungen, banden ihm ein Seil um und ließen ihn hinab. Als er unten war, riefen sie ihm zu: Was siehst Du da? Er antwortete: Einen Leichnam. Da weinte die Frau noch lauter, raufte sich die Haare aus und zerriß ihre Kleider. Sie hatte wohl Ursache! Der Richter rief dem Knaben zu, er solle die Kennzeichen des Opfers nennen; und der Knabe schrie herauf:

„Wieviel Augen hatte Dein Mann?“

„Mein Mann hatte zwei Augen.“

„Auch dieser hat zwei Augen. Wieviel Ohren hatte Dein Mann?“

„Mein Mann hatte zwei Ohren.“

„Auch dieser hat zwei. Wieviel Nasen hatte Dein Mann?“

„Mein Mann hatte eine Nase.“

„Auch dieser hat eine. Wieviel Füße hatte Dein Mann?“

„Mein Mann hatte zwei Füße.“

„Und dieser hat vier. Trug Dein Mann ein Blied?“

„Mein Mann trug kein Blied.“

„Aber dieser trägt ein Blied. Hatte Dein Mann Hörner?“

„Da fing die ganze Gerichtsbarkeit an zu lachen, zu lachen! ... Der Richter warf sich auf die Erde vor Lachen.“

Auch die Zuhörer der hübschen Erzählerin lachten, gleich der wenig findigen, gerächlichen Macht in ihrer Geschichte.

Pascha fuhr fort: „Mein Mann hatte keine Hörner, schrie die Frau; mein Mann hatte keine Hörner!“

„Aber dieser hier hat Hörner!“

Man lachte noch lauter, und eine Stimme rief:

„Der unverschämte Melchior!“

„Armer Melchior! Was für ein Dummkopf!“

„Schöne Pascha, zieh ihn doch schnell aus dem Brunnen!“

„Nein, Pascha, ertränke ihn, wenn er es verdient.“

Sie verstand die Anspielungen und warf lachend den Kopf zurück, jedoch man ihre weiße Kehle sah und sagte frech:

„Ich habe ihn schon ertränkt.“

Da verlor Melchior alle Ueberlegung; es war ihm so, als ob er hinter dem Baume hervorgesprungen, mit einer Hand auf das Feuer gefallen wäre und sich diese verbrannt hätte: in Wirklichkeit hatte er die schöne Pascha blutig geschlagen. Den sie trennenden Raum überspringend, war er über sie hergefallen, ehe einer der Umstehenden sich gerührt hatte. Sie hielt sich die Hände vors Gesicht, wich zurück und schrie um Hilfe; und das Kind versuchte sie zu schützen und klammerte sich noch fester an sie. Melchior sah sich dann von zornigen Gesichtern umringt und fühlte die derben Fäuste auf seinem Rücken.

„Feigling! Elender! Schuft!“

Pascha fing an zu weinen vor Schmerz und Schrecken und auch das Kind schluchzte laut.

„Feiglinge seid Ihr,“ schrie Melchior mit heiserer Stimme und machte sich frei. „Laßt mich gehen, sonst wird Euer Vergnügen heute Abend ein schlechtes Ende nehmen.“

„Schurke!“ Eine mächtige Faust fiel wie ein Stein auf seinen Kopf.

Wütend riß er sich los und schwang sich mit einem Knapp-sprung von neuem zu Pascha hin, schlug sie nochmals heftig und fühlte ihre warme, weiche Wange. Dann noch ein tüchtiger Satz und er befand sich außerhalb des Kreises. Sein ganzer Körper bebte, die Ohren brannten ihm, seine Lippen zitterten und stießen Schimpfworte und Verwünschungen aus. Er empfand einen namenlosen Schmerz: auf die Erde hätte er sich werfen, in die Steine beißen, die Stirn am Boden zerschlagen und sterben mögen.

In der tiefen Dunkelheit, die ihn jetzt umgab, unterschied er noch den fernen Feuerschein und die dunkle Masse des Waldes, das Schreien des Knaben und das Schluchzen Paschas.

Aber die verwünschte Flöte, deren Ton ihn heute von nah und fern geärgert hatte, war endlich verstummt.

### IV.

Wie eine große blutrote Kugel erhob sich die Sonne aus dem fernen Meere, als das Glöckchen zur Messe läutete. Tiefe Stille rings umher. Die Vögel schwiegen noch, die Luft war frisch und der Himmel rein und klar. Sie und da kam schlaftrig und stumm eine Frauengestalt zum Vorschein und in den Raub-



Hätten bei dem Kirchlein würden die Kaffeekannen zum Feuer gerückt.

Das zweite Läuten erklang; ein heller, gebietender Ton, der aus der Kirche durch die Bäume in die offenen Türen hindrängte.

Die Sonne hing noch über dem Meere, das sie mit leuchtenden Tönen schmückte.

Die kleinen Türen der an die Kirche angebauten *cumbessias* (Stuben) öffneten sich, und es kamen schläfrige Kinder und junge Leute heraus.

Beim dritten Glockenruf traten fast alle in die Kirche.

Und draußen unter den Bäumen, deren Gipfel vom sanften Widerschein der noch strahlenlosen Sonne erglänzten und auf der kleinen Ebene, wo das Gestein schimmerte, herrschte wieder tiefes Schweigen.

Von drüben, aus dem taufreischen Walde, kam Zio Pietro, stark wie der Fels; milde und ehrwürdig schritt er einher. Statt der Kappe aus Fuchsfell bedeckte die schwarze, sardische Mütze sein silberweißes Haar. *Vasilio* führte ihn; lachend zog er ihn mit sich und suchte aufmerksam die weniger steilen Stellen aus. Auf der Ebene angelangt, streckte der Blinde seinen Stock vor sich hin und sagte:

„Wir sind ganz nahe, nicht wahr? Ich habe die Glocke gehört.“

„Wir sind gleich da, aber ich habe nichts gehört. Ihr habt gute Ohren!“

„Ist niemand zu sehen?“

„Ich sehe“ . . . sagte *Vasilio*, rings umherblickend, „ich sehe ein schwarzes Hündchen. O, wie hübsch! Le, te, te,“ rief er, und schnippte mit den Fingern nach dem Hunde hin, der mit Gebell antwortete.

„Ich habe Dich nicht gefragt, ob Du schwarze Hunde siehst, ich habe gefragt, ob Christenmenschen zu sehen sind.“

„Keiner, Zio Pietro, keiner.“ Doch nach einigen Schritten kniff *Vasilio* die Augen zusammen und sagte verschmitzt:

„Oh, oh, Zio Pietro, Paska ist zu sehen! . . .“

Der Alte zuckte leicht mit den Augenbrauen, besann sich aber bald und sagte streng:

„Lügner! Du kennst sie nicht einmal. Merke Dir, daß ich nicht hierher gekommen bin, um mit Dir zu scherzen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Amerikanische Eisenbahn-Stationsgebäude.

Alle während der letzten Jahrzehnte gebauten großen europäischen Bahnhöfe charakterisieren sich auch äußerlich als große Hallenbauten, d. h. die Architektur folgt der Kontur der weiten, überwölbten Perronhallen, deren eiserne Stützband sogar häufig, wie z. B. beim Zentralbahnhof in Köln, unzerkleidet an die Straßenfront tritt. Jedenfalls ist die Architektur der großen europäischen Stationsgebäude so charakteristisch, daß man sie schon aus weiter Ferne als solche zu erkennen vermag. Wer auch nur eine dieser großen Stationen in Berlin, Köln, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Elberfeld, Wien, Paris usw. gesehen hat, wird sicher nicht mehr an einen Straßenpassanten die Frage richten: „Sagen Sie mir doch, bitte, was ist das für ein Gebäude?“

In Amerika ist es ganz anders. Gerade die größten Stationsgebäude unterscheiden sich äußerlich durchaus nicht von großen, vielstöckigen Office- oder Geschäftsgebäuden, und in Philadelphia ist es mir passiert, daß ich einen Polizisten nach der besonderen Bestimmung eines großen Prachtbauwerks fragte, den er mir lächelnd als die Pennsylvania-Railroad-Station bezeichnete. Es war derselbe Bahnhof, in welchem mein Zug am Abend zuvor eingelaufen war. Da ich sofort in ein Cab gestiegen war, um in ein Hotel zu fahren, hatte ich die Front dieses herrlichen Bahnhofes zunächst gar nicht beachtet.

Der amerikanische Architekt scheut sich natürlich nicht vor der Aufgabe, dem Hallenbau eine monumentale Frontarchitektur zu geben. Doch diese großen Hauptstationen sind in der Tat zugleich Verwaltungsgebäude der Eisenbahngesellschaften, deren ungeheure Betriebe zahlreicher Bureaus bedürfen. Außerdem wird in amerikanischen Bahnhöfen für sehr weitgehende Bedürfnisse der Reisenden gesorgt; deshalb enthalten derartige Stationsgebäude auch sehr mannigfache Geschäftsräume, wie Wechselstuben, eine Buchhandlung, Konfitüren- und Parfümeriegeschäfte, eine große Barbierstube usw. Ferner sind natürlich in diesem Hauptgebäude die großen Wartehallen, Willett-Schalter, wie sehr umfangreiche Restaurationen usw. untergebracht. Die Wartehallen sind in amerikanischen Bahnhöfen nicht zugleich Speisefäle. Vielmehr gibt es besondere komfortabel mit Eisen ausgestattete, häufig sehr reich geschmückte Wartehallen von großer Ausdehnung, in denen man auch zum bloßen Zeitvertreib Platz nehmen kann, um sich den Trubel anzusehen. Ein klassisches Beispiel für diese Art von

Bahnhöfen bildet nun eben die Broadstreet-Station der Pennsylvania-Railroad in Philadelphia.

Die Broadstreet-Station sieht äußerlich einem Bahnhof sehr wenig ähnlich. Im Erdgeschoß liegt eine ganze Reihe von Einfahrten, aber die zehn oder zwölf übereinander gesetzten Stockwerke und der reizvolle, reichgegliederte Satturm geben dem Bau ganz den Charakter eines großen amerikanischen Office-Gebäudes. Dazu kommen mehrere Schaufenster, welche die mannigfachen Erzeugnisse in verlockender Anordnung zeigen. Diese Gliederung der Architektur ist aber natürlich, da das Frontgebäude nicht die Bahnhofshalle, sondern nur die Bureaus der Verwaltung, die Wartehalle, das Restaurant, die Willett-Anstalt usw. umschließt. Betritt man eines der zahlreichen Torz, so ersieht man sofort über die luxuriöse Verwendung des herrlichen Marmors, polierten Granits und kostbaren Bronzearbeiten. Im Vestibül, einer sehr weiten Halle, welche auch prächtig ausgestattete Geschäftsräume für Zigarren, Sodawasser, Konfitüren, Zeitschriften usw. enthält, sehen wir 14 Ticket-Bureaus nebeneinander, so daß alle Wünsche des reisenden Publikums schnell befriedigt werden können. Auf preussischen Bahnen finden wir zwar auch immer eine größere Anzahl von Willett-Schaltern; doch es ist charakteristisch für die preussische Eisenbahnverwaltung, daß von zehn Schaltern immer neun geschlossen sind. Vergleichen gibt es in Amerika nicht. Die Ticketschalter sind jeden Tag ununterbrochen geöffnet, und ich kann jederzeit mein Willett zu einem beliebigen Abfahrtsdatum lösen.

Daß in der Broadstreet-Station die Waschoiletten, die Vorrichtungen für Beschaffung frischen Trinkwassers im höchsten Grade komfortabel sind, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Eine stolze Freitreppe führt nach dem Obergeschoß empor. Wer aber nach den Bahnsteigen will, macht sich nicht die Mühe, diese Treppe zu ersteigen. Große Aufzüge von mustergültiger Konstruktion und Einrichtung befördern je 20 bis 30 Personen nebst ihrem Gepäc nach den Perrons. Hier finden wir 16 Bahnsteige nebeneinander, die mit einem einzigen Eisengewölbe überspannt sind. Sieht man sich in der oberen Wartehalle um, so fällt einem zunächst eine riesige, auf die Wand gemalte Landkarte auf. Sie besitzt eine Länge von etwa 40 Metern und eine Höhe von etwa 6 Metern und stellt sämtliche Linien der Pennsylvania-Railroad dar; alles so groß und deutlich, daß noch ein Halbblinder sich genau so orientieren vermag. Unwillkürlich dachte ich an die kleinen Märchen auf den Fahrplänen der preussischen Staatsbahnen.

Selbstverständlich fehlt ein besonderes Informationsbureau für die Reisenden nicht. Die großen Speisefäle, die „Bar“ mit ihren ungeheuren Vorräten von Früchten und köstlichen Gebäc, ihren großen Kaffeejesseln für Kaffee, Kakao, Milch, Tee usw. verdienen eine besondere eingehende Schilderung, für welche mir hier der Raum fehlt. Wie in allen besseren Restaurationen, Hotels, Bankgebäuden usw. finden wir auch auf dem Bahnhöfe einen sogenannten „Ladies retiring room“, das ist nicht eine Toilette im gewöhnlichen Sinne, sondern eigentlich ein Umkleeraum für reisende Damen, in welchem auch für die nötige Bedienung gesorgt ist.

Selbst die Grand Central Station in New York, den einzigen Bahnhof im Herzen der Metropole — zugleich eine der größten Bahnhöfe der Welt — würde der Europäer nicht ohne weiteres als Bahnhof erkennen, wenn er nicht durch Straßenpassanten, Reisebücher usw. informiert wäre. Hier herrscht ein tausendes Leben und Treiben; es laufen gleichzeitig drei, vier Züge aus der riesigen, mit einem Glasdach überwölbten Bahnhofshalle ein, während andere aus den verschiedensten Richtungen herbeikommen. Das Glasdach hat eine Vogenanfang von 200 Fuß und eine Länge von 700 Fuß, so daß zwölf Züge nebeneinander vollkommen unter Dach stehen können — auch wenn jede Lokomotive zwölf lange, mächtige Passagierwagen hinter sich hat. Vielleicht kann der Leser eine Vorstellung von dem Verkehr in dieser Eisenbahnhalle, den riesigen Wartehallen, Gepächräumen, wie den Speisefälen gewinnen, wenn ich hinzufüge, daß täglich 350 reguläre Passagierzüge hier einlaufen bzw. die Halle verlassen; und während der Hauptsaison des Sommers fahren viele dieser Züge noch in mehreren Sektionen, d. h. es gehen zwei oder drei Züge in gleich komfortabler Einrichtung gleichzeitig ab. Was es heißt, 350 Eisenbahnzüge täglich mit gleicher Promptheit abzufertigen, das wird jedoch so recht nur ein Stationsbeamter begreifen, der die Schwierigkeiten eines lebhaften Eisenbahnverkehrs aus eigener Erfahrung kennt.

Kleinere Stationsgebäude unterscheiden sich natürlich nicht wesentlich von denen europäischer Bahnen. Auffällig ist hier nur das Fehlen der Bahnhof-Restaurants. Die einzige Erfrischung spendet hier der Eiswasser-Behälter. Es ist nicht üblich, bei wenigen Minuten Aufenthalt den Zug zu verlassen; es werden auch keine Erfrischungen an den Zug gebracht. Während der Speisezeit befinden sich „Dining-Cars“ in den Zügen aller Gesellschaften.

Besonders reizvoll ist die Union-Station in St. Louis, der größte Bahnhof der Welt. Hier haben wir weder den europäischen noch den amerikanischen Typus der Zentralbahnhöfe. Die reichgegliederte, höchst umfangreiche Bauanlage, in welche sämtliche ankommenden Züge der verschiedenen Eisenbahngesellschaften einlaufen, ist nur zweigeschossig angelegt und erscheint mit ihrer großen, ornamentalen Freitreppe und dem malerischen, quadratischen Satturm weit eher wie eine Universität oder eine technische Hochschule mit Observatorium, denn als Bahnhof. Typisch für alle großen Kopfstationen Amerikas ist jedenfalls die Verkleidung der weiten Perronhallen an den Hauptfronten durch eine massive Steinarchitektur, die



nichts von dem ungeheuren Bahnverleß hinter diesen Mauern vermehren läßt. —

Fred Hood.

(Nachdruck verboten.)

## Das Verschwinden der Elbquelle.

In den letzten Wochen war allenthalben zu lesen, daß während dieses Sommers die als eigentlicher Ursprung der Elbe betrachtete Quelle ausgetrocknet und auch trotz reichlicher Regenfälle im benachbarten Gebirge bisher wasserleer geblieben ist. Leute, die keine rechte Vorstellung von der Art haben, wie ein Fluß zustande kommt und unterhalten wird, mögen sich nun wohl darüber wundern, daß dann nicht auch die ganze Elbe versickert ist, wozu sie freilich auf der Höhe des Sommers ernstliche Anstalten zu machen schien. Man muß dabei immer an die Anekdote von dem österreichischen Kavalleristen denken, der seinen breiten Reiterstiefel über die Donauquelle setzte und sagte: „Jetzt werden sie sich aber in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt.“ Der Unsinn liegt hier auf der Hand; jeder wird sich bei einiger Ueberlegenheit sagen, daß jeder Fluß eben viele Quellen hat, und daß fogar auch jeder Nebenfluß mit als eine seiner Quellen zu betrachten ist. Nehmen wir beispielsweise an, daß der ganze Oberlauf der Elbe bis zum Einfluß der Moldau einmal versiegen könnte, so würde eben die Moldau ihren Namen aufgeben und zum Oberlauf der Elbe werden müssen. Auch jetzt würde man für die Elbe, sollte die alte Quelle wirklich ein für allemal verschwunden sein, eine andere suchen müssen, und es wird den geographischen Spezialkennern überlassen bleiben, unter den Gebirgszügen den auszuwählen, der den besten Anspruch auf jenen Ehrentitel hat. Ob das nötig sein wird, läßt sich noch nicht sagen, denn möglicherweise kehrt die alte Quelle zurück. Immerhin muß man sich vergegenwärtigen, daß ein Fluß ein veränderlich Ding ist und daß weit größere Wandlungen mit ihm vorgehen können, als das Versiegen eines kleinen Quellbades. Nehmen wir einmal ein großes Gebirge und einen dort entspringenden Fluß, zunächst etwa die Alpen und den Rhein. Als die Alpen sich erhoben hatten, waren sie zweifellos viel höher als heute, weil seitdem die Naturkräfte ungezählte Jahrtausende lang mit Unterstützung innerirdischer Kräfte an ihrer Zerspaltung und Abtragung gearbeitet haben. In diesem gewaltigen Gebirge mußten sich die Niederschläge sammeln und die an den Abhängen herniederstürzenden Regenwasser müssen zur Entstehung von Flüssen und Seen Veranlassung gegeben haben. Sehen wir die Ausdehnung der Alpen gleich der heutigen und nehmen wir an, daß der Lauf des Rhein im übrigen schon der gleiche sein könnte wie jetzt, was allerdings in Wirklichkeit keinesfalls überall möglich war, so würde die Quelle des Rhein vielleicht in der Gegend von Bregenz und St. Gallen zwischen dem Säntis und Vorarlberg gelegen haben, also am damaligen Nordabhang des massiven, noch fast ganz ungeschleibten, weil noch nicht von Tälern durchschnittenen Alpengebirges. Heute liegt die Quelle des Rhein bekanntlich am Gotthard bezw. am Splügen, je nachdem man den Vorderrhein oder den Hinterrhein mehr dazu berechtigt halten will, den Namen des eigentlichen Quellflusses zu beanspruchen. Die Quelle muß demnach jedenfalls seit der Entstehung des Rheinstromes eine räumlich recht erhebliche Verlegung erfahren haben. Man muß sich den Vorgang so vorstellen, daß sich ein Fluß rückwärts immer weiter ins Gebirge hineinriß. Die heutige Erdkunde bezeichnet das mit dem Ausdruck „rückwärtige Erosion“. Diese Erscheinung hat eine sehr bedeutsame Rolle in der Umgestaltung der Erdoberfläche und in der Schaffung ihrer heutigen Form gespielt. Die Talschluchten in einem Gebirge wie den Alpen sind freilich meist nicht durch die nagende Kraft des fließenden Wassers allein geschaffen worden, sondern haben ihre erste Anlage gewöhnlich durch Verschiebungen und Zerreißungen der Gebirgsmassen empfangen. Daß solche Kräfte noch jetzt in den doch schon stark gealterten Gebirgen vorkommen, lehrt die Tatsache, daß gerade in ihnen die Erdbeben so häufig sind, die man dann als tektonische Erdbeben bezeichnet, weil sie gleichsam am „Gezimmer“ der Erdkruste rütteln. Wenn eine Tallinie nun aber einmal durch eine solche Zerreißung oder Verschiebung in den Gesteinsschichten des Gebirges vorgezeichnet worden ist, so werden die Gewässer sich natürlich diese Vertiefung aussuchen, es wird ein neuer Fluß entstehen, der dann wohl einem anderen zuschießen muß und dessen Quelle um einen mehr oder weniger erheblichen Betrag verlegen kann. Noch großartiger muß die Arbeit der Gewässer in einem Gebirge gewesen sein, wie im Himalaja, das in seiner ganzen Breite von einigen Flüssen, nämlich dem Indus, dem Ganges und dem Setledsch, durchbrochen wird. Wie ein Fluß es fertig bringt, auf mehrere hundert Kilometer ein so mächtiges Gebirge bis zu der nötigen Tiefe zu durchnagen, ist freilich schwer zu verstehen, denn zunächst sollte man meinen, daß ein Fluß sich einfach der Gestaltung der Erdoberfläche anpassen und daher jedes Gebirge vermeiden und umströmen müßte, anstatt es zu durchbrechen. Jedoch muß man sich mit der Tatsache abfinden, daß das Wasser in der Zeit von Jahrhunderten und Jahrtausenden doch eine Energie besitzt, die selbst gewaltige Hindernisse zu besiegen vermag und tiefe Täler von großer Länge in die Gebirgsmassen frist, obgleich es scheinbar oft einen bequemeren Weg zum Meer hätte finden können. —

Dr. G. Tieffen.

## Kleines feuilleton.

**K. Ein Amerikaner über Nikolaus II.** Im „Century Magazine“ veröffentlicht Andrew D. White Erinnerungen aus der Zeit, als er amerikanischer Botschafter in Petersburg war. (1892 ff.) Von dem damaligen Erben des Thrones, dem jetzigen Zaren Nikolaus II., erzählt er: Er erschien als ein freundlicher junger Mann; aber eine seiner Bemerkungen verwunderte mich höchlichst. Im Jahre vorher hatte die Hungersnot, die ja in den weiten Gebieten Rußlands nie ganz aufhört, eine furchtbare und lang andauernde Form angenommen, und mit diesem höllischen Gespenst zusammen kamen zwei andere schreckliche Gestalten: Cholera und Typhus. Es waren ganz die gleichen Erscheinungen, die in den Zeiten des Mittelalters den Schrecken des „Schwarzen Todes“ geboren hatten: Armut und Verkommenheit der Bewohner. Aus den Vereinigten Staaten waren reiche Hilfsmittel an Geld und Getreide gekommen und im ersten Jahre nach meiner Ankunft war fogar die Not in etwas gelindert worden, da mir 40000 Rubel mehr zur Unterstützung aus Philadelphia zugesandt worden waren als früher. Ich sprach mit dem jetzigen Zaren, der Vorsitzender der kaiserlichen Hilfskommission war, über die Art der Verteilung der Mittel. Er antwortete mir, daß nach der Ernte im letzten Jahre kein Getreide mehr bestände, daß eine nennenswerte Hungersnot nicht länger vorhanden sei, und daß er deshalb sich darum nicht mehr kümmern wolle. Das alles wurde in einer so schnellfertigen, gleichgültigen Weise vorgebracht, daß ich direkt konsterniert wurde. Die einfache Tatsache war die, daß die Hungersnot, wenn auch nicht in so weiten Gebieten, doch drückender war als im vorigen Jahr, denn sie fand die Bauernbevölkerung in Finnland und in den mittleren Teilen des Kaiserreiches noch weniger vorbereitet, ihr zu begegnen, dem je. Während des vorausgegangenen Winters hatten sie ihre Zugtiere aufgeessen und alles zur Feuerung verbraucht außer dem kalten Dach, das sie deckte; aus Finnland wurden mir Brote aus Farnkraut gebracht, die die Menschen gierig verschlangen, und die wir uns schämen würden, unseren Katzen und Pferden vorzuwerfen. Und von alledem wußte der Erbe des Reiches, der dem Throne am nächsten Stehende, augenscheinlich gar nichts! In späteren Unterhaltungen, die ich mit einem Herrn führte, der seit seiner Kindheit mit Nikolaus intim bekannt war, erzählte mir dieser, daß der Hauptzug seines Wesens eine völlige Gleichgültigkeit gegen alle Menschen und Sachen um ihn herum sei, obwohl er dabei eine gewisse Höflichkeit an den Tag lege; er äußere nie auch nur die geringste Teilnahme für irgend eine Angelegenheit und zeige keinen Funken irgend welchen Ehrgeizes. Das wurde mir durch die Beobachtungen bestätigt, die ich dann bei Hofe über ihn machte. Er schien ganz teilnahmslos und indifferent herumzusehen, sprach in liebenswürdiger Weise einmal zu dem oder jenem, der ihm in den Weg lief, wenn es ihm nicht bequemer war, nicht zu ihnen zu sprechen. Aber sonst schien ihn alles um ihn herum durchaus nichts anzugehen. Nach seiner Thronbesteigung sagte einer, der oft Gelegenheit gehabt hatte, ihn im Geheimen zu beobachten: „Er weiß nichts, weder von seinem Reiche noch von seinem Volke; er geht niemals aus seinem Palaste heraus, wenn es nicht gerade unbedingt notwendig ist.“

— **Ueber die Gärten thüringischer Ansiedler in Wisconsin** plaudert H. Nehring in einem deutsch-amerikanischen Blatte: In Wisconsin kann man überall an den Gärten erkennen, wo Thüringer wohnen. Gewisse Charakterpflanzen verraten dies. Zu diesen gehört in erster Linie der Rohn. Der Rohn ist eine sehr wichtige Pflanze im Thüringer Haushalte; wird doch aus ihm der Rohnluch bereitet, jenes köstliche Gebäck, das nur Thüringer richtig bereiten und zu würdigen verstehen. In zweiter Linie kommt dann der aromatische Majoran, die wichtigste Zutat zur Thüringer Blutwurst; er verleiht ihr erst die rechte Weiße, den Wohlgeschmack. Folgt ein großes, mit Kümmele bepflanzt Beet, denn Handläse und Sauerkraut sind ohne Kümmel nicht denkbar. Auch Dill darf in keinem Garten fehlen, denn was wären eingemachte Gurken ohne Dill? Viele der Beete sind mit Schnittlauch eingefaßt, der als wichtige Zutat zum Schnittkäse dient. Zwischen den Keffel- und Birnbäumen, Kirschen- und Pflaumbäumen, die man aus den mit über den Ozean gebrachten Kernen gezogen hatte, sind vorsorglich allerlei Büsche und Blumen angepflanzt. Im Maimonat bedekt duftiger Blütenstaub das Gehöft, Bienen umsummen die Blütenfülle, Kolibris schwirren von Blume zu Blume, und aus dem Jasminstrauch ertönt der Gesang der Raubdroffel, während das Gezwitscher der Schwalben an die frohe Jugendzeit erinnert. Der Thüringer ist fast immer ein großer Naturfreund; darum schmückt er seinen Garten auch stets mit den schönsten Tierpflanzen und Blumen, besonders mit denen, die ihm und seinen Vorfahren von Generation zu Generationen vererbt wurden. Die Regeln der Landschaftsgärtnerei werden dabei allerdings nicht beachtet. Unter den Obstbäumen drängen sich auf schmalen Beeten Salat und Kohlrabi, Blumenkohl und Wirsing, Möhren und Runkelrüben, Sellerie und Petersilie, Zwiebeln und Gurken. Bohnen und Erbsen ranken regelrecht an Stangen empor und auch mehrere Exemplare üppigen, hochstrebenden Hopfens fehlen nicht. Koriander und Kerbelkraut und Fenchel nehmen gute Stellen ein. Naute und Salbei, Barmut und Krauseminze, Hopf und Thymian, die letzteren beiden dem Thüringer Garten wiederum besonders eigentümlich, säumen die Beete; sie werden im üppigsten Wachstum abgesehnt und getrocknet und bilden in den verschiedensten Krankheitsfällen gesuchte Hausmittel. Die Blumenliebhaberei bildet neben dem



Bogelliebhaberei eine ganz besondere Eigentümlichkeit der Thüringer. Auch die Thüringer, die sich im Urwalde Wisconsin eine Heimat gründeten, brachten ihre Lieblinge mit. In erster Reihe sind hier die Beslojen zu nennen; jeder Thüringer hat sie, pflegt sie, liebt sie. In den Beeten dieser Blumen kann man, auch ohne daß man den Mohn gewahrt, des Thüringers Heimatstätte erkennen. Auf langen, zum Hause führenden Rabatten finden sich dann alle die anderen Lieblinge aus dem Reiche Floras vereinigt. Da sieht man die Gartennelle, die Grasnelle, den gefüllten Mohn; man bewundert die Pfingstrose, die Schmerlkisse, die echte und die Taglilie, die Malve, den Rittersporn, die Bechnelle, das Maiglöckchen, die Nachviole, das Bergheinnicht, das blutende Herz, den Weisfuß, das Niechblatt, das Taufschön, und nahe am Hause prangen Rosen und Zelängerjelieber. Neben Goldblaud und Rosmarin steht das Monatsröschen und der Myrtenstrauch und Kieder wölbt sich zur anheimelnden Laube, dem Ruheplaz nach des Tages Last und Mühen. Die vielen hunderttausende deutscher ländlicher Auswanderer, die im vorigen Jahrhundert die heimische Scholle verließen und sich in den Vereinigten Staaten, in Brasilien, Australien und Südafrika ansiedelten, sie alle pflanzen um ihr schützendes Dach, wie verschieden es auch von dem der alten Heimat sein mag, dieselben Pflanzen, die daheim ihrem Gemüte so nahe standen. Viele dieser Pflanzen wollen freilich in fremder Erde und unter anderen klimatischen Verhältnissen nicht recht gedeihen; aber es werden stets neue Versuche gemacht, bis es endlich gelingt, die eine oder die andere Pflanze zum Blühen zu bringen. In Wisconsin jedoch waren alle derartigen Versuche von vornherein erfolgreich. —

— Die echte Kieler Sprotte. In der „National-Zeitung“ lesen wir: Im Spätherbst, wenn eine frische Brise über das Wasser dahingeht und die See mit kurzen, krausen Wellen bedeckt ist, haben die Ellerbeder die meiste Aussicht auf einen guten Sprottenfang. Ein ganzes „Geschwader“ von Booten begibt sich sodann in die Kieler Bucht. Je zwei und drei der Fahrzeuge bergen das kostbare über 1000 M. Wert repräsentierende Fanglez. Wird zufällig in der Nähe des Ufers gefischt, so lockt dieses spannende Schauspiel stets eine große Zuschauermenge herbei. Zunächst kommen einzelne Fische zum Vorschein, die sich mit ihren zackigen Rücken- und Bauchflossen in den Waschen fangen und verwickelt haben. Während die Männer jetzt ihre alleinige Aufmerksamkeit dem Neze zuwenden, bemächtigen sich die Frauen der gefangenen Fische. Man hat es dort im Laufe der Zeit, was das Räubern der Sprotten betrifft, zu einer wahren Virtuosität gebracht. Auf der ruhigen Tenne sind viele Kinder beschäftigt, feine glattegebälte Weidenstäbe durch die Kiemen der Fische zu stecken, welche ihnen sodann die Mutter abnimmt und in den Herd hängt. Dide Rauchwolken steigen vom Boden des Herdes empor, wo ein niedriges Feuer brennt, das von der Frau stets gedämpft gehalten wird. Die natürliche Farbe der Sprotte ist silberweiß. Wenn der Fisch indes eine Zeitlang im Rauch gegangen, wird er grünlich und geht schließlich nach Verlauf von zwei bis drei Stunden ins Goldgelbe über. Frisch aus dem Rauche gelangt, sind die Sprotten eine geschätzte Delikatessen, die von jedem Feinschmecker „mit Haut und Haaren“ aufgegessen werden. Leider unterliegen die echten Kieler Sprotten vielfachen Fälschungen, wobei der gewöhnliche Häring die Hauptrolle spielt. Die echte Kieler Sprotte hat eine rauhe scharfe Bauchfläche, die beim gemeinen Häring aber glatt ist, wodurch der Betrug leicht entdedt werden kann. —

**Theater.**

National-Theater. Gastspiel der Duse. Die große Künstlerin eröffnete die Reihe ihrer Vorstellungen mit Maeterlinds „Monna Vanna“. Der starke Beifall nach den ersten beiden Akten steigerte sich am Schlusse zu stürmischer Ovation. Wie Monna Vanna mit dem feindlichen Führer nach Pisa zurückkehrend Prinivalles Edelsinn glückstrahlend dem Gatten verkündet, wie sie empört seinem niedrigen Argwohn, seiner tierischen Nachsicht entgegentritt, von dem Verblendeten sich lossagt und in heiß aufstimmender, jetzt von jeder Schranke der Pflicht befreiter Liebe, mit allen Mitteln angstvoll den fremden Mann zu retten sucht — diesen rasch dahin jagenden Wechsel der Empfindungen brachte die Duse mit wunderbarer Virtuosität zum Ausdruck. In diesen Szenen des letzten Aktes kulminierte ihr Spiel. Aber im ganzen blieb die Aufführung, wie die des Deutschen Theaters, hinter der Wirkung, die das — als banale Theaterspekulation verlästerte — Drama unmittelbar beim Lesen ausübt, weit zurück. Der verborgene stille Jugendzauber, die träumende Tiefe, die unberührte ruhevoll-harmonische, selbst die Vergierden eines wilden Söldnerführers zurückstreichende Seelenreinheit Monna Vannas — das Individuellste der Gestalt wurde hier trotz aller Kunst, so schien mir, nicht lebendig. Die Duse transponierte die Figur in eine andere Tonart, mußte es tun, schon um den Unterschied der Jahre zu überbrücken. Das junge, seltsam-rätselvolle Traummwesen ward verwandelt in eine reife, wissende und überlegene Frau, der man bewundernd, aber doch schließlich kühlen Sinnes zusieht. Wirklich wurde die Künstlerin durch ihr italienisches Ensemble unterstützt. Der Guido Colonna von Ciro Galvani und der Prinivalle von Carlo Rosaspina waren bemerkenswert gute Leistungen, bessere als das Deutsche Theater in diesen Rollen aufzuweisen hatte. Nur die Darstellung des alten Colonna konnte sich

mit der prächtigen Greifenfigur, die Reinhardt damals schuf, nicht messen. —

**Technisches.**

— Untersuchung der Brauchbarkeit von Backhefe. Die für Backzwecke dienende Hefe ist sehr verschieden in ihrem Werte, das heißt in ihrer Lebenskraft und der durch sie bedingten Fähigkeit, schnell eine kräftige Gärung des Teiges zu bewirken. Für den Bäcker, namentlich aber für die großen Brotfabriken, ist daher eine Methode von Wichtigkeit, die es gestattet, die Güte oder besser die Triebkraft der Hefe schnell zu untersuchen. Eine solche ist von Mehler angegeben und von A. Pollat verbessert worden. Sie lehnt sich eng an die Praxis der Bäckerei an und besteht darin, daß aus Hefe, Mehl und destilliertem Wasser ein Teig bereitet, der Gärung überlassen und daß dann das sich durch die entwickelte Kohlensäure vergrößerte Volumen des Teiges gemessen wird. 100 Gramm Mehl und 2 Gramm Hefe werden abgemogen. Gleichzeitig werden 60 Kubikzentimeter destilliertes Wasser von 30 Grad abgemessen. Durch Verteilung der Hefe im Wasser und Zusatz von Mehl wird zunächst ein dünner Teig, der sogenannte Vorteig, bereitet, der 30 Minuten auf 30 Grad gehalten wird. Der Rest des Mehles wird auf einem Brett ausgebreitet, mit dem fertigen Vorteig gemengt und der ganze Teig fünf Minuten mit den Händen geknetet. Zum Schluß wird er zu einem Zylinder geformt und in einen vorerwärmten, graduierten Meßzylinder, der eingestekt oder mit Mehl innen bestäubt ist, fallen gelassen. Durch Schwingen des Zylinders wird der Teig gezwungen, die Form genau auszufüllen; außerdem wird mit einem Holzstempel die obere Fläche des Teiggylinders geebnet und dann das Volumen abgelesen. Nachdem der Zylinder in ein Wasserbad von 30 Grad gebracht wurde, wird nach je 20 oder 30 Minuten das Volumen des aufgehenden Teiges gemessen. Die Beobachtung dauert gewöhnlich zwei Stunden und liefert einen genauen Anhalt dafür, wie sich die Hefe dafür eignet, den Teig zum Aufgehen zu bringen. — („Technische Rundschau“.)

**Humoristisches.**

— Wir nennen's so. Schuyman: „Ich muß Sie notieren, Sie sind zu schnell gefahren!“  
 Radfahrer: „Ja, das liegt nicht an mir, das liegt an der Ueberjehung!“  
 Schuyman: „Sie mögen ja das so nennen, wir nennen's Ueberjehung!“ —  
 — Zwiegespräch. „Sie, Seligmann, haben Sie schon gehört, der James Simon kommt ins Herrenhaus.“  
 „Der Simon ins Herr'nhaus — Sie werden kommen ins Err'nhaus.“ —  
 — Kleinbahn. „Auf welchem Geleise kommt der Zug aus Wopfingen, Herr Stationschef?“  
 „Ja, das kommt ganz darauf an, ob der Zug 9 Uhr 55 früher kommt oder der 11 Uhr fünfer!“ — („Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— „Der Manöveranwalt“, eine dreiaktige Operette von Alexander Mückel, wurde vom Residenz-Theater in Dresden angenommen. —  
 o. Londoner Theaterstatistik. Es gibt in London 763 Theater, Singpielhallen und Varietés, die durchschnittlich abends von 140 000 Personen besucht werden. Im Westend und im Zentrum Londons liegen 27 Theater, in den Vorstädten 33; dazu kommen 61 Singpielhallen und 642 Varietés. 47 000 Zuschauer füllen die Theater, 59 000 die Singpielhallen, 34 000 besuchen die anderen Vergnügungsorte. —  
 — Die Gesamtzahl der Neger in den Vereinigten Staaten, Alaska, Hawaii und Portoriko betrug im Jahre 1900 9 204 531. Davon lebten in den Vereinigten Staaten 8 840 780. —  
 — Um das Alter der Eier festzustellen, genügt es, wie C. Schinke in der „Kerthus“ mitteilt, 120 Gramm reines Kochsalz in 1 Liter Wasser aufzulösen und einige Eier hineinzulegen. Frische, 1—3 Tage alte Eier sinken bis auf den Boden des Gefäßes hinunter; Eier, die über 3—5 Tage alt sind, bleiben schwebend unter der Oberfläche des Wassers. Naget die Eier mit der Spitze zum Teil über das Wasser heraus, so besitzen sie bereits ein Alter von 8 Tagen, während noch ältere Eier sich schwimmend über Wasser halten und vom Wasser nur halb bedeckt werden. —  
 — Eine Ehrenerklärung. Im „Göttinger Tageblatt“ stand zu lesen:  
 Die beleidigenden Worte, die ich gegen die Ehefrau Anna Fildhaut, wohnhaft Neustadt 29, ausgestoßen haben soll, nehme ich hierdurch zurück und erkläre, daß sie ihr Kind auf rechtmäßige Weise von ihrem Mann erworben hat.  
 Göttingen, den 25. Oktober 1904.  
 Frau Zimmermann.